Die Natur wieder zulassen

von
Josef H. Reichholf

Dynamische Natur

Eigentlich ist es zum Staunen: In einer Zeit, in der allenthalben der Artenschwund beklagt wird, immer mehr Arten selten werden und in Gefahr geraten, regional oder ganz auszusterben, gibt es andere, denen es offenbar so gut geht, daß sie sich ausbreiten und neue Räume besiedeln. Läuft da etwas falsch? Müssen wir die „Einwanderer" mit Sorge betrachten und mit Sorgfalt verfolgen, wohin sie sich wenden und was sie tun oder anrichten? Sind sie gar unerwünscht und sollten sie bekämpft werden? Was sind das überhaupt für Arten, die es schaffen, sich gegen den Strom zu richten und Raum gewinnen, wo viele andere laufend verlieren?

Man nennt sie „Zuwanderer" oder „Einwanderer", manchmal auch „Eindringlinge" oder „Fremdlinge". In der Fachsprache der Biologen heißen sie merkwürdigerweise „Neozoen" und „Neophyten", obwohl es sich weder um „neue Tiere" noch um „neue Pflanzen" bei ihnen handelt, sondern nur um solche, die sich entweder von selbst aus einem anderen Raum ausgebreitet haben und Neuland besiedelten oder mit Hilfe des Menschen dorthin gelangten. Und fast ausnahmslos werden sie als „faunenfremde" oder „florenfremde" Arten mit großer Skepsis betrachtet oder gar als „Faunen- oder Florenfälschung" abgelehnt, wenn der Mensch ihre Ansiedlung mit verursacht hat. Waren sie früher schon einmal in der „neuen" Region heimisch, geht es ihnen besser. Sie werden als willkommene „Wiederheimkehrer" angesehen und oft besonders gefördert. Drängen sich da Vergleiche nicht geradezu auf, wie „Fremde" und „Heimkehrer" von den anderen Menschen in den verschiedenen Staaten und zu verschiedenen Zeiten betrachtet und behandelt worden sind? Kurz: Wie sollen wir die „Einwanderer" sehen? Als Gefahr, als Problem oder als willkommene Vermehrung der Vielfalt in der Natur? Gibt es dazu Regeln oder gar ökologische Notwendigkeiten? Gesetze hierzu gibt es wohl, nämlich die Naturschutzgesetze oder die Jagdgesetze und andere. Aber was haben menschengemachte Gesetze schon viel mit Natur zu tun?

Ökologie: Die Spielregeln der Natur

Eines ist von vornherein klar: Nur in den seltensten Fällen decken sich die von Menschen gezogenen Grenzen mit Raumeinheiten der Natur. Nicht einmal der Inselstaat Australien umfaßt genau die tier- und pflanzengraphische Einheit, das Faunen- und Florenreich

Australien (Notogäa). Doch im Vergleich dazu sind die Grenzen Österreichs und seiner Nachbarländer völlig willkürlich und ohne Bedeutung für Tiere und Pflanzen. Man kann es keiner Art verdenken, daß ihr nicht klar wird, über eine Grenze zu wechseln, wenn sie, wie die Elche, von Böhmen nach Österreich, oder die Bären von Slowenien kommend in „unseren" Raum wechseln. Kein Biber kann wissen, daß er, obwohl bayerischerseits wiedereingebürgert auf der österreichischen Seite in einen anderen Geltungsbereich von Naturschutz- und Jagdgesetzen gerät.

Es ist also nur natürlich, wenn sich die freilebenden Tier- und Pflanzenarten nicht an unsere Grenzen halten. Aber eines lehren die „Grenzgänger" ganz gut: In der Natur gibt es ganz allgemein keine festen Grenzen. Sie sind vielmehr immer in Veränderung begriffen, mal stärker, mal schwächer, aber eben nie festliegend. Die Arten, die in der Natur und von ihr leben, sind damit ganz gut gefahren, bis eine Art auf die obskure Idee kam, feste Grenzen einzuführen. Das konnte nicht gutgehen!

Weil es, zumal unter kontinentalen Verhältnissen, für Tiere und Pflanzen keine fest umgrenzten Wohnbereiche gibt, lassen sich für ein bestimmtes Gebiet, wie etwa für Österreich, auch keine festen Inventare anlegen, aus denen hervorginge, welche Arten hier leben und fortan das Lebensrecht haben werden. Gewiß, es wird einen Grundstock an Arten geben, der so gut wie immer im betreffenden Raum vorkommt, wie etwa die Kohlmeisen und Amseln in Wald und Stadt, oder die Stockenten und Hasen an den Gewässern und auf den Fluren. Doch halt: So stimmt das ja gar nicht. Die Amseln leben erst seit rund 100 Jahren in den Städten, vorher waren sie ziemlich scheue Waldvögel, die in kaum einem Zehntel der gegenwärtigen Häufigkeit in Mitteleuropa lebten. Und die Hasen kamen mit der Rodung der Wälder vor rund einem Jahrtausend nach Mitteleuropa. Heute bedroht die sich wandelnde Landwirtschaft, die ehedem die Ursache ihres Kommens gewesen war, ihren Fortbestand. Auch mit den Stockenten sieht es in unserer Zeit anders aus als vor einem Jahrhundert. Damals waren sie viel seltener als heute und kaum jemand dürfte daran gedacht haben, sie im Stadtpark zu füttern. Ein beachtlicher Teil der Kohlmeisen bewohnt Eigentumswohnungen, die der Mensch in Form von Nistkästen zur Verfügung stellte und gelegentlich auch immer wieder einmal durch einen großen Hausputz bewohnbar hält. Astlöcher, in denen die Meisen früher nisten mußten, sind selten geworden.

In Städten und Dörfern sind die schlanken Türkentauben mit ihrem halben Halsring und den durchdringenden „guguh-gugh"- Rufen längst zum wohlvertrauten Bestandteil der heimischen Vogelwelt aufgerückt, obwohl es die Türkentauben erst seit 50 Jahren in Mitteleuropa gibt. Heute sind sie mit Abstand die häufigste Taubenart; eine andere, früher hier schon heimische, scheinen sie mit ihrer Ausbreitung nicht verdrängt zu haben.

Wie passen solche Beispiele zu den Gesetzen der Ökologie, zu den Spielregeln des Naturhaushaltes? Das hängt davon ab, ob wir die Natur als ein festgefügtes Ganzes betrachten, in dem alles seinen Platz und seine Aufgabe hat, oder ob wir sie mehr als ein „Spiel von Möglichkeiten", als „offenes System" sehen. In unserer Zeit weicht die alte Sichtweise immer mehr zurück und macht einer dynamischeren Sicht der Natur Platz. Sie besagt, daß die Natur von Natur aus veränderlich ist. „Alles fließt" (panta rhei) sagten schon die griechischen Naturphilosophen des Klassischen Altertums und stellten sich gegen eine Betrachtungsweise der Natur, die davon ausging, daß alles in einer festgefügten Ordnung seinen Platz und seine Rolle hat.

Die Ökologie folgte dieser Vorstellung noch bis in die 80er Jahre. Dann aber geriet dieses „Weltbild" ins Wanken. Es entpuppte sich als Wunschbild, das wahrscheinlich der Natur des Menschen entsprungen ist. Sie muß sich auf „Stabilität" verlassen können und diese für die inneren Lebensabläufe auch in hinreichendem Maße garantieren. Schon ein paar Grad Celsius Abweichung von der Körpertemperatur oder einige Eindringlinge einer Mikrobe, mit welcher der Körper bislang noch nicht in Berührung gekommen ist, bedrohen die Gesundheit oder das Leben.

Die Natur draußen, mit ihrer Vielfalt an unterschiedlichsten Lebewesen und Vorgängen im unbelebten Bereich, kann einer solchen inneren Stabilität gar nicht folgen. Denn sie verfügt über keinerlei Steuerung ihrer Funktionen und Abläufe durch eine „übergeordnete Instanz". Eine solche hat jedes Lebewesen in seinem Erbgut, aber eben keine einheitliche, sondern von Art zu Art recht unterschiedliche. Eine Biene kann daher nicht das Gleiche „wollen" wie der Bienenesser, der sich von ihr ernährt und der sich in warmen Sommern, die den Bienen gut tun, aus dem Mittelmeerraum verstärkt in den gemäßigten Klimabereich hinein ausbreitet. Was den wärmeliebenden Arten dabei zugute kommt, ist für andere schlecht und vielleicht sogar lebensbedrohend. Deswegen gibt es weder einen festen "Haushalt der Natur" in einer bestimmten Region, noch irgendwelche Zustände, die „besser" oder „schlechter" sind als andere. Die Natur wertet nicht; das tun nur wir Menschen. Was uns paßt oder zugute kommt, das halten wir, verständlicherweise, für wünschenswert oder richtig, was uns nicht paßt, für falsch und bekämpfenswert. Wir tun uns sehr schwer, die Gegebenheiten der Natur, vor allem ihre Veränderlichkeit, als das hin- und anzunehmen, was es tatsächlich ist, nämlich die Natur der Natur!

Das wäre dann nicht ganz so schlimm, wenn alle Menschen die gleichen Wünsche und Vorstellungen zur Natur der Natur hätten. Aber die sind bekanntlich mehr als nur verschieden und oft sogar in höchstem Maße gegeneinander gerichtet. Das „Gleichgewicht" der Natur bedeutet für den Naturschützer etwas anderes als für den Jäger oder Fischer, für den Landwirt oder Forstmann. Jeder, der mit der Natur umgeht, richtet seine eigenen Wunschvorstellungen an die Natur, wie sie sein soll - und hält diese Vorstellung vielleicht sogar für naturgesetzlich begründet. Bei keinem anderen Bereich von Naturschutz und Ökologie wird das so deutlich wie bei den Arten, die irgendwo einwandern. Die einen begrüßen sie als Bereicherung, die anderen verdammen sie als Verfälschung. Wühlt eine Bisamratte in einem Damm am Karpfenteich, so heißt es oft, dieser Fremdling aus Nordamerika, der hierzulande überhaupt kein Wohnrecht haben könne, weil er sich klammheimlich aus den Teichen davongestohlen hat, an denen Bisamratten vor mehr als einem Dreivierteljahrhundert vom Grafen Colloredo-Mansfeld ausgesetzt worden waren, weil er sie von einem Jagdausflug nach Kanada mitgebracht hatte, verursacht schwere ökologische Schäden. Nun sind aber weder Damm noch Karpfen im Teich die reine Natur und ein ausgelaufener Fischteich gewiß keine ökologische Katastrophe. Machte eine „urheimische" Wasserratte dasselbe, so wird ihr deshalb das Existenzrecht im Mühlviertel gewiß nicht abgesprochen. Sie hat nur schlicht und einfach einen wirtschaftlichen Schaden verursacht. Der Fremdling darf nicht, was die heimische Art darf und am besten wäre es für ihn, sich überhaupt nichts zuschulden kommen zu lassen. Eine ökologische Gesetzmäßigkeit gibt es hierzu natürlich genausowenig wie eine zwingende Begründung aus dem „Haushalt der Natur", daß just an der Stelle, wo der Teich gemacht worden ist, tatsächlich auch eine Wasserfläche von der Art eines stehenden Kleingewässers sein müsse.

Folgt daraus nun, daß „Fremdlinge" ganz unproblematisch sind?

Werden sie nur deshalb so kritisch betrachtet, weil man mit ihnen (noch) nicht vertraut ist? Eine solche Haltung wäre das andere Extrem. Mit der Natur verhält es sich so auch wieder nicht. Sie ist kein totales Chaos, wo jedes Lebewesen tun und lassen, sein und leben kann, was es will und wo es will. Die Arten passen schon irgendwie zusammen; sie sind nur nicht so streng miteinander verbunden, wie man das bis in die neuere Zeit vielfach angenommen hatte, aber auch nicht so frei, daß sich jede an jeden beliebigen Platz hinbewegen und festsetzen könnte.

Dafür sorgt auch der Mensch mit seinen vielfältigen Eingriffen in die Natur und Auswirkungen auf die Natur. Durch das Zusammenwirken natürlicher und vom Menschen verursachter Veränderungen entstehen immer wieder neue Möglichkeiten für die verschiedensten Arten von Tieren und Pflanzen, zu leben und sich auszubreiten, wie für andere die Bedingungen verschlechtert werden.

Betrachten wir die Arten in einem größeren Raum, zum Beispiel in Österreich, über eine gewisse Zeitspanne, zum Beispiel mehrere Jahrzehnte oder über ein Jahrhundert hinweg, so wird die Dynamik erkennbar, die sich in diesem Raum vollzieht. Zahlreiche Arten werden seltener und ziehen sich zurück, andere werden häufiger und breiten sich aus, manche verschwinden ganz und andere kommen ganz neu. Zeitweise scheint sich ein Gleichgewicht zu entwickeln, bei welchem sich die Zu- und Abgänge in etwa die Waage halten, dann wieder überwiegen die Zu- oder die Abnahmen.

Es gibt Arten, deren Verschwinden andere mitreißt, und wieder andere, die sich genau so still und heimlich wieder zurückziehen, wie sie vielleicht einstens gekommen sind. Der Naturhaushalt hat nichts davon gemerkt, daß sich der Karmingimpel in Österreich angesiedelt und ausgebreitet hat, während eine im Vergleich zu diesem Vogel winzige Miniermotte das Blattwerk der Kastanien im Hochsommer verdorren läßt. Das Vordringen des Elchs nach Österreich ist ökologisch sicher erheblich „gewichtiger" als die Auswirkungen der Braunbären; beide Großtiere sind aber bedeutungslos in den Wäldern, verglichen mit der Tätigkeit der Biber. Wieviel Aufmerksamkeit „Einwanderer" erhalten, hängt also recht wenig mit ihrer Tätigkeit in der Natur zusammen, aber um so mehr mit ihrer Bedeutung für manche Menschen. Wenn wir nach den Ursachen fragen, die zum Einwandern bestimmter Arten geführt haben, wird sich immer wieder zeigen, daß bei nicht wenigen Arten Urteile und Vorurteile von Menschen darüber befinden, ob sich die betreffenden Arten (wieder) ausbreiten dürfen oder nicht - nicht die Natur! Ökologische Gründe werden es erst dann, wenn wir auch den Menschen als Teil der Natur betrachten. Dann macht allerdings eine Trennung nach Gründen auch keinen Sinn mehr.

Behalten wir daher, aus praktischen Gründen, die alte Trennung von „natürlichen" und „künstlichen" Ursachen bei. Dann sehen wir, in wie starkem Maße tatsächlich der Mensch, direkt oder indirekt, Vorkommen, Häufigkeit und Verbreitung der Arten beeinflußt oder bestimmt.

Die Spielregeln diktiert dann vornehmlich der Mensch, nicht die Natur unmittelbar. Von Natur aus würde ganz sicher die Dynamik des Einwanderns und Aussterbens viel langsamer ablaufen als heute. Aber sie würde da sein und nicht verschwinden in einem festen Gleichgewichtszustand. Die Schwankungen der Witterung, natürliche Katastrophen, wie Waldbrände, Stürme, Bergrutsche und Überflutungen, würden immer wieder und unvorherzusehenderweise auftreten.

Die heutige Dynamik der Arten ist aber im Vergleich dazu auf das wenigstens Zehnfache gesteigert worden. Die Menschen schaffen so schnell und an so verschiedenartigen Plätzen neue Bedingungen, daß es überhaupt kein Wunder ist, wenn sich Vorkommen und Häufigkeit der Arten unablässig verändern. Wie könnten sie stabil sein in einer Welt des Wandels?

Ursachen der Dynamik

Woran liegt es nun, daß Arten zuwandern oder sich ansiedeln können, die früher nicht hier ansässig waren? Die derzeit beste Antwort steckt in den Ursachen für den Rückgang der Arten, weil es letztlich dieselben Gründe sind, die auch den Zuwanderern neue Lebensmöglichkeiten eröffnen. Der mit weitem Abstand bedeutendste Verursacher des Artenrückganges ist in Mitteleuropa die Landwirtschaft mit ihren Folge- und Nebenwirkungen. Sie muß für 70-75 % des Artenschwundes verantwortlich gemacht werden. Da sie auf rund 50 % der Gesamtfläche Mitteleuropas wirkt, fallen ihre Folgewirkungen so besonders hoch aus. Sie beinhalten die sattsam bekannte Liste von Schäden, wie Einsatz von Giften, übermäßige Düngung, Verminderung der Strukturvielfalt der Landschaft durch Flurbereinigungen, Beeinflussung des Wasserhaushaltes durch Trockenlegung von Feuchtgebieten, Bodenverdichtung und so fort. Für die Artenvielfalt mit Abstand die bedeutendste Teilwirkung ist jedoch das Übermaß an Düngung, vor allem im Stickstoffeinsatz. Der Stickstoff aus Mineraldünger und Gülle ist im Verlauf des vergangenen Vierteljahrhunderts zum „Erstick-Stoff" für die Artenvielfalt geworden. Er begünstigt das Wachstum der Pflanzen, nicht nur auf den Feldern unmittelbar, sondern in der ganzen Landschaft, so sehr, daß die Pflanzendecke zu schnell zu hoch aufwächst und zu dicht wird. In Feld und Flur kann im Mai, auch bei schönstem Wetter, die Sonnenwärme vielerorts die Bodenoberfläche nicht mehr erreichen und jene trocken-warmen Bedingungen erzeugen, welche die Flur jahrhundertelang ausgezeichnet hatten. Insekten und andere Kleintiere, viele Vögel und natürlich auch sehr viele Pflanzen, die man früher als Unkräuter zu bezeichnen pflegte, oder die Vielfalt der Blumen in den Wiesen, waren davon abhängig gewesen, daß die Flur nicht zu dicht wurde und Sonnenwärme die Bodenoberfläche erreichen konnte. Heute hält eine dichte Matte von Grün die Sonnenwärme ab und im bodennahen Bereich bleibt es kühl-feucht, auch wenn darüber die Sonne sommerliche Temperaturen beschert. Die gehäuft aufgetretenen, überdurchschnittlich warmen Sommer der 80er und frühen 90er Jahre, 1994 war in Bayern dás wärmste Jahr überhaupt seit Beginn der Klimamessungen, ergaben nur höchst bescheidene Veränderungen bei den wärmeliebenden Arten und keineswegs „Mittelmeerverhältnisse" nördlich der Alpen, auch wann dort die Sommermittel denen von Rom entsprochen hatten.

Zudem wird die Pflanzendecke, wenn sie so gut gedüngt ist, so dicht, daß sich viele Tiere darin nicht mehr richtig fortbewegen können. Wie in einem Dschungel bleiben sie stecken. Diese indirekten Folgen des übermäßigen Einsatzes von Düngemitteln sind die Hauptursache für den Artenrückgang in Mitteleuropa und der Grund dafür, weshalb kaum Arten unter den Einwanderern zu finden sind, die diesem „Agrarbereich" zuzuordnen sind. Dabei war die landwirtschaftlich genutzte Landschaft einstens das Hauptzuwan-

derungsgebiet für Arten. Einen Großteil der Artenvielfalt, gebietsweise fast bis zu 50 % des „Artenspektrums", verdankt die Landschaft der früheren, extensiven Landwirtschaft. Sie hatte magere, trockenwarme Standortbindungen erzeugt und damit einen riesigen Raum für Einwanderer aus dem Süden und Südosten eröffnet. Feldhase und Rebhuhn gehören ebenso zu ihnen, wie Lerchen und zahlreiche Finkenvögel, ganz zu schweigen von vielen bunten Blumen, die es in den Wäldern Mitteleuropas nicht gab und nicht geben konnte.

Die moderne Landwirtschaft drängt die Artenvielfalt wieder hinaus und erzeugt in immer stärkerem Maße ein extrem artenarmes „Einheitsgrün", das einmal im Jahr Farbe anlegt, wenn der Löwenzahn blüht. Für Einwanderer von heute ist die Flur abweisender als das Häusermeer der Großstädte. Im Gegensatz zur freien Landschaft verzeichnen die Städte seit Jahrzehnten echte Artengewinne; je größer sie sind, um so besser fallen die Gewinne aus! So hat das Stadtgebiet von Berlin um 1990 die stolze Zahl von 141 Brutvogelarten erreicht. Das ist mehr als die meisten Naturschutzgebiete aufweisen können. Die letzten größeren Artenverluste traten dort vor 100 Jahren auf, die stärksten Zugewinne seit 1970 mit zehn neuen Brutvogelarten. Daß gegenwärtig Wanderfalken und Uhus, Baumfalken und seltene Kleinvogelarten in Großstädten schon regelmäßig brüten und ihre Bestände anwachsen, bestätigt diesen Trend zur Stadt. Also kann es nicht am Menschen an sich liegen, daß sonst landauf landab die Arten rückläufig werden. Die Zunahme in den Städten betrifft auch keineswegs nur die Gruppe der Vögel. Ähnlich gut steht es um wildwachsende Pflanzen, von denen Berlin im Stadtzentrum mehr Arten aufweist als gleich große Probeflächen (Quadratkilometer) im landwirtschaftlich genutzten Umland. Ein nur 6000 Quadratmeter kleiner Innenhof in der Schloßanlage von München-Nymphenburg wies, wie Lichtfallenfänge zeigten, mehr als 350 verschiedene Schmetterlingsarten auf. Auch in Linz oder Wien lassen sich solche Befunde erbringen; von London und Bristol in England ist schon länger bekannt, wie artenreich die Stadtlandschaft geworden ist.

In diesen Rahmen paßt sehr gut, daß sich zahlreiche „Einwanderer" in Städten oder ganz allgemein im Siedlungsbereich des Menschen eingefunden und ausgebreitet haben. Der Zahl der Arten nach steht dieser Typ von Lebensraum für die „Einwanderer" an erster Stelle, gefolgt von Gewässern und Wäldern. In diesen „natürlichen" Lebensräumen hat sich viel geändert - verbessert, aus der Sicht des Naturschutzes! - in den vergangenen Jahrzehnten. Die Gewässer sind sauberer geworden und im Wald wird naturnäher gewirtschaftet.

Dennoch hätten diese Umstellungen in der Bewirtschaftungs- und Nutzungsform nicht die Artengewinne ermöglicht, die tatsächlich aufgetreten sind. Hier steckt eine andere Ursache mit im Hintergrund: die Verfolgung von größeren Tierarten.

In Mitteleuropa sind die direkten Verfolgungen und die indirekten Folgen von Nachstellungen die zweite Hauptgruppe von Ursachen des Artenrückganges. Auf ihr Konto entfallen rund 12 % der Rückgänge. Sie hängen damit zusammen, daß viele der größeren, ehedem oder immer noch verfolgten Arten auch deshalb in ihren Beständen rückläufig geworden oder selten geblieben sind, weil sie viel zu scheu sind. Ihre Scheuheit, Ergebnis jahrhundertelanger Nachstellungen, hindert sie daran, Lebensmöglichkeiten zu nutzen, wo Menschen mehr oder minder dauernd anwesend sind, obwohl diesen Arten vom Menschen keine Gefahr (mehr) droht. Es dauert lange, oft viele Jahrzehnte, bis sich die übermäßige Scheu verliert und einer natürlichen Vertrautheit Platz macht. Dann können

auch diese Arten wieder zunehmen oder in ihre früheren Vorkommen zurückkehren. Daß sich Elch und Bär, Luchs und Goldschakal, Schwarzstorch und Kolkrabe, an manchen Stellen in Europa auch die Wölfe, wieder ausbreiten können, hängt mit dem schwindenden Druck der Verfolgung zusammen und weit weniger von den ökologischen Verhältnissen ab als mitunter immer noch geglaubt wird. Ohne die positive Einstellung des weitaus größten Teiles der Bevölkerung wäre die Rückkehr des Bibers unmöglich gewesen und hätte der Braunbär nicht einen Tag lang eine Chance bekommen, in Österreich zu leben. Für all diese Arten gäbe es ohne Frage Lebensmöglichkeiten, nicht nur in Österreich, sondern darüber hinaus in großen Teilen Mitteleuropas. Es liegt am Menschen, ob er diese Arten „zuläßt" und nicht an der Natur. Mitunter befindet eine kleine Minderheit, wie die Jäger in Bayern im Fall des Luchses, ob eine Art wiederkommen darf, oder ob sie, wie die Fischer im Fall des Fischotters, wenigstens in Restbeständen überleben darf. Waschbär und Marderhund sind von vornherein verteufelt worden, weil die Jäger Verluste befürchteten, obwohl diese Arten doch auch in eher wildärmeren Regionen Nordamerikas oder des Fernen Ostens leben, ohne die dortige Natur zu schädigen. Was alles an „ökologischen Schäden" diesen gebietsfremden Arten angedichtet worden ist, entspricht im Aufwand umgekehrt in etwa dem, was die Jagd alles anstellte, um eine genauso fremde Art, den Fasan, hierzulande heimisch zu machen, obwohl es dafür gewiß keinen „ökologischen Grund" gegeben hat.

So beeinflussen nach wie vor die Naturnutzer Landwirtschaft, Fischerei und Jagd am meisten die Zusammensetzung der Tier- und Pflanzenwelt in der sogenannten freien Natur, während der Großteil der Bevölkerung, zumeist als „Störenfriede" abqualifiziert, verantwortlich gemacht wird. Aber Straßenbau und -verkehr, Bautätigkeit und Industrie bringen es zusammen nicht einmal ganz auf einen Anteil von 10 % im Artenrückgang. Sie können hingegen auf beachtliche Zugewinne von Arten in „ihrem Bereich" verweisen. Diese versucht man dann in aller Regel madig zu machen, weil nicht sein kann, was nicht sein darf!

So sind es dann - angeblich - nur zweit- und drittklassige Arten, die im Siedlungsbereich leben, zunehmen oder sich dort neu einfinden, aber keine „wirklich schützenswerten". Für Berlin würde das heißen, daß mit 141 Brutvogelarten offenbar rund zwei Drittel aller Vogelarten Mitteleuropas zu diesen „zweit- und drittklassigen" zu rechnen wären. Das ist offensichtlicher Unsinn. Ein Wanderfalke wird nicht deshalb weniger wert, weil er am Kölner Dom oder am Stephansdom brütet, ein Silberreiher nicht weniger schützenswert, wenn er vom Schilfgürtel des Neusiedler Sees den unteren Inn aufsucht, weil dort Stauseen so günstige Lebensbedingungen geschaffen haben, daß mehr Vogelarten im Jahreslauf dort vorkommen als im Neusiedlersee-Gebiet. Das Problem steckt offenbar nicht in den Arten selbst, sondern in der Wertung, die wir mit ihrem Auftreten verbinden.

Wertung von Arten

Von Natur aus sind alle Arten grundsätzlich gleich, das heißt neutral zu sehen. Sind sie auch so zu werten? Ist ein Uhu mehr wert als ein Karmingimpel; ein Saibling aus einem Alpenfluß mehr als eine nordamerikanische Regenbogenforelle? Für den Sperber ist der Karmingimpel interessanter, weil dieser, im Gegensatz zum Uhu, für ihn eine mögliche Beute darstellt, während es dem Fischotter ziemlich gleichgültig sein dürfte, ob er einen

Saibling oder eine Regenbogenforelle erwischt hat. Derselbe Otter wird in einer jungen Bisamratte eine höchst willkommene Beute erblicken und sie, wie sein Vetter in Nordamerika, der Kanadaotter, zu fangen versuchen, während mancher Naturschützer die Bisamratte lieber wieder ganz ausrotten möchte, weil sie eine Faunenverfälschung darstellt. Die großen, rotvioletten und zweifellos sehr schönen Blüten des Drüsigen Springkrautes werden von Hummeln und anderen Insekten in großer Zahl aufgesucht, aber die Pflanze gilt als unerwünschter Fremdling, der „ökologische Schäden" verursacht. Welcher Art diese Schäden sein sollen, läßt sich allerdings nicht ausfindig machen, denn wer kann schon festlegen, daß am Ufer dieses Baches für zwei bis drei Jahre, an denen sich das Drüsige Springkraut vielleicht ausbreitet, dort besser „standorttypische" Brennesseln oder Rohrglanzgras wachsen sollten, auch wenn es davon, ohne Frage, jede Menge anderswo, oft unmittelbar daneben, gibt.

Nun weiß man aber, daß fremdländische, eingeschleppte oder absichtlich eingeführte Arten vielerorts tatsächlich große Schäden verursacht haben und aufwendige, sehr kostspielige, häufig aber erfolglose, Ausrottungsprogramme durchgeführt werden mußten. Das ist richtig und falsch zugleich. Gewiß gab es auf einer Anzahl ozeanischer Inseln große Verluste, bis hin zur Ausrottung von den dort lebenden Arten, als Ratten, Katzen oder Kaninchen eingeführt oder eingeschleppt worden sind. Kleine Inseln sind anfällig für fremde Arten und entsprechend groß muß die Vorsicht sein. Daß Kaninchen in Australien große Schäden verursachten, wird auch niemand ernstlich bezweifeln, aber im Vergleich zu den gewaltigen Schäden, die sogar den Bau eines quer durch den ganzen Kontinent verlaufenden Zaunes und den Einsatz von fast-militärischen Bekämpfungsmaßnahmen mit Bomben rechtfertigten, muß man ehrlicherweise zugeben, daß der allergrößte Teil dieser Schäden wirtschaftliche Verluste für die Schaf- und Weizenfarmer gewesen sind. Schafe wie Weizen sind aber in Australien genauso fremd wie Kaninchen. Wir sind allzu leicht geneigt, solche wirtschaftlichen Schäden mit ökologischen, also mit Auswirkungen auf den Naturhaushalt, gleichzusetzen.

Nichts, kein einziges eingeschlepptes oder absichtlich eingeführtes, fremdländisches Tier und keine Pflanze hat die Natur Australiens so schwer und nachhaltig verändert wie die vom Menschen vor zwei Jahrhunderten eingeführte Landwirtschaft. Die Beuteltiere wären, wie die Forschungen des Heidelberger Zoologen Heinz F. Moeller höchst eindringlich nachgewiesen haben, keineswegs den „modernen Säugern" unterlegen, hätten sie nicht solche Verluste durch die Umgestaltung der australischen Naturlandschaft zur „Kulturlandschaft" hinnehmen müssen.

Gleiches gilt weltweit. Nur selten, eigentlich ganz überraschend selten haben eingeschleppte Arten auf den Kontinenten nachhaltig negative Veränderungen bei den heimischen Arten verursacht, ohne daß landwirtschaftliche Maßnahmen oder Jagd und Fischerei mit im Spiel gewesen wären, sogar das Paradebeispiel der Verdrängung des „roten" europäischen Eichhörnchens durch das amerikanische Grauhörnchen in England erweist sich bei näherer Betrachtung als gar nicht so überzeugend: Jetzt leben zwei Hörnchenarten in England. Diese große Insel weist mit etwa 15 % Fremdanteil bei den Säugetieren einen besonders hohen Anteil auf - und gegenwärtig beklagt man die Verbuschung vieler Landstriche, weil die Myxomatose die Kaninchenbestände so schwer geschädigt hat, daß diese die Vegetation nicht mehr genügend kurzhalten können.

Das Kaninchen war in historischer Zeit von der Iberischen Halbinsel in England eingeführt worden. Damit sollen nun keineswegs die Auswirkungen fremder Arten verharmlost

werden. Es kann, aus welchen Gründen auch immer, zu unerwünschten Veränderungen kommen, wenn eine Art in ein ihr bislang nicht zugängliches Gebiet gebracht wird oder eindringt. Aber in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich nicht um ökologische Schäden, sondern um ökonomische Sichtweisen, die man so oder so ansetzen kann. Nur wenn hier sauber genug getrennt wird, lassen sich einigermaßen brauchbare Urteile fällen. Arten sind nicht von Natur aus schlecht, weil sie Neulinge in einem Gebiet sind. Aber sie sollten so genau wie möglich auf ihrem Weg verfolgt und in ihrer Entwicklung begleitet werden.

Eine Vorab-Verurteilung ist nicht mehr - und auch nicht mehr wert - als ein Vorurteil, ein sorgloser Umgang mit Arten, die absichtlich „versetzt" werden, mehr als nur Leichtsinn. Doch all jenen Arten, die es von sich aus schaffen, (wieder) zu kommen, sollten wir, gerade in einer Zeit der anhaltenden Verarmung in der freien Natur, mit Respekt begegnen. Sie verdienen Beachtung und Wohlwollen. Wir sollten nicht länger zulassen, daß kleine Minderheiten aus Eigennutzgründen darüber befinden, welche Arten, ja welche Art von Natur wir zulassen.

Natur soll sich nicht bloß in den Städten entfalten können, sondern auch wieder in Wald und Wasser, in Feld und Flur!

Anschrift des Verfassers:
Prof. Dr. Josef H. Reichholf
Zoologische Staatssammlung
Münchhausenstr. 21
D-81247 München